

Exarchen des Moskauer Patriarchen (Metropolit Makarius); 7 griechische Bischöfe mit 303 Gemeinden, ein ukrainischer und ein karpato-russischer mit zusammen 88 Gemeinden unter dem Exarchen des Patriarchen von Konstantinopel (Metropolit Michael); ferner 1 albanischer, 1 bulgarischer, 2 serbische und 2 syrische Bischöfe (Patriarchat von Antiochien). Außerdem gibt es, vor allem in Kanada, eine Anzahl ukrainischer Bischöfe mit zahlreichen Gemeinden, deren autokephale kirchliche Organisation von den orthodoxen Kirchen nicht anerkannt wird. Kleinere Gruppen eingerechnet, soll es immer noch 15 orthodoxe Jurisdiktionen in Amerika geben. Die Verhältnisse in Südamerika, wo sich sämtliche russischen, die griechische und andere Jurisdiktionen ebenfalls gegenüberstehen, sind schwerer überblickbar. Aber auch hier bietet sich das gleiche Bild zunehmenden Gemeindelebens und neu erbauter Kirchen als Folge der Einwanderung. Die russische Auslandskirche hat den lateinamerikanischen Ländern in letzter Zeit ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet und ihre Hierarchie neu organisiert.

Wenn es der griechischen Kirchenleitung gelingen sollte, der orthodoxen Kirche die gleiche offizielle Anerkennung zu erwirken, wie sie das protestantische, katholische und jüdische Glaubensbekenntnis in Amerika genießt, dürfte eine erhebliche Stärkung der Weltorthodoxie zu erwarten sein, und zwar jenes Teils der Orthodoxie, der unter der Führung des Patriarchats von Konstantinopel gegen die Bestrebungen des Moskauer Patriarchats steht. Es ist bekannt, daß der Amerika-Griechen Athenagoras, der heute Ökumenischer Patriarch von Konstantinopel ist, bedeutende Unterstützungen aus den Vereinigten Staaten er-

hält, daß Auswirkungen der Marshallplan-Hilfe bis in die (Konstantinopel unterstellte) Mönchsrepublik des Heiligen Berges Athos zu spüren sind . . . Die ideologisch brüchigen Fronten im gefährdeten Nahen Osten ließen sich in Zukunft vielleicht besser halten, wenn dies nicht nur Aufgabe der amerikanischen Politik, sondern auch das Anliegen einer geschlossenen, offiziellen amerikanischen Kirche wäre, die ihren geistigen Ursprung von dort hat. Daß die Orthodoxen Amerikas die geistige Verbindung mit den Ursprungsländern ihres Glaubens nicht verloren haben, beweist die Tatsache, daß es eben noch nicht zur Bildung einer spezifisch amerikanischen Orthodoxie gekommen ist. Ob es Konstantinopel gelingen wird, sich in der jetzt von seinem Exarchen betriebenen Konföderation orthodoxer Jurisdiktion in Amerika eine führende Rolle zu sichern, muß freilich noch abgewartet werden.

Von einer Seite sind bereits Bedenken gegen das projektierte Statut laut geworden. „Pravoslavna Rusj“, das Organ des zur russischen Auslandskirche des Metropoliten Anastasius gehörenden Klosters Jordanville, will von einem solchen formalen Zusammenschluß der Orthodoxen nichts wissen, da er die Gefahr einer Auslieferung an das „rote Moskau“, dessen formale Zugehörigkeit zur Orthodoxie alle Welt anerkenne, mit sich bringe. Damit soll vielleicht auf die Existenz der Gemeinden, die dem Exarchen des Moskauer Patriarchen für Nord- und Südamerika unterstellt sind — und mit denen man sich natürlich niemals vereinigen würde —, angespielt werden. Jedenfalls ist die russische Auslandskirche, die in allen Kontinenten vertreten ist, auch aus anderen Gründen wenig an dem Zusammenschluß der Amerika-Orthodoxen interessiert.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Die Liturgie dem Volke

Drittes Internationales Liturgisches Studientreffen in Lugano

Wenn die Herder-Korrespondenz erst jetzt über das Dritte Liturgische Studientreffen berichtet, das vom 14. bis zum 18. September 1953 in Lugano stattfand und die „tätige Teilnahme der Gläubigen am Gottesdienst der Kirche“ zum Gegenstand hatte, geschieht das aus Respekt vor dem Beschluß, daß über die Verhandlungen nichts veröffentlicht werden soll, bevor das Protokoll der zuständigen Kongregation des Heiligen Stuhles vorgelegen hat und die authentische Herausgabe der Akten in die Wege geleitet ist. Die deutsche Ausgabe dieser Akten erscheint nunmehr im „Liturgischen Jahrbuch“ des Liturgischen Institutes in Trier. Sie orientiert über den Verlauf der Tagung, gibt die Referate und Entschlüsse mit kurzem Kommentar im Wortlaut wieder und vermittelt einen Einblick in einige Diskussionen. Unser Bericht folgt dieser Ausgabe der Akten, auch was die Übersetzung der in verschiedenen Sprachen — zu einem sehr großen Teil lateinisch — geführten Verhandlungen angeht.

Die Bedeutung von Lugano

Die Liturgischen Studientreffen wurden vom Liturgischen Institut in Trier in Zusammenarbeit mit dem Centre de

Pastorale liturgique in Paris ins Leben gerufen, um die liturgische Reform durch persönliche Begegnungen zwischen den maßgebenden Persönlichkeiten zu fördern. Denn eine Beschleunigung dieser Reform, deren Anfänge auf Pius X. zurückgehen, erweist sich mehr und mehr als dringendes Anliegen der Seelsorge, ja als eine Vorbedingung missionarischer Wirksamkeit der Kirche überhaupt. Selbstverständlich haben liturgische Konferenzen wegen der ausschließlichen Zuständigkeit des Heiligen Stuhles nur privaten Charakter. Aber die Bedeutung von Lugano lag nicht zuletzt darin, daß der Heilige Stuhl, der die früheren Treffen mit seiner Sympathie begleitet hatte, das letztjährige zu seiner amtlichen Information benutzte. Das kam durch die Anwesenheit des Sekretärs des Heiligen Offiziums, Kardinal Ottaviani, und des Generalrelators der historischen Sektion der Ritenkongregation, P. Ferdinand Antonelli OFM, zum Ausdruck. Papst Pius XII. selbst zeichnete die Versammlung durch ein eigenhändiges Begrüßungsschreiben aus. Die Tagung von Lugano erhielt ferner ihr besonderes Gewicht durch die Teilnahme von Kardinal Frings als dem Vorsitzenden der deutschen Bischofskonferenz sowie beauftragter Vertreter des Episkopates von Frankreich, Belgien, Holland, Österreich, Italien und der Schweiz, das heißt sämtlicher in der liturgischen Bewegung führender Länder. Die fran-

zösischen Kardinäle Liénart und Feltin brachten nachträglich ihre Zustimmung zu den Verhandlungsergebnissen zum Ausdruck. Auch die Tatsache, daß Kardinal Lercaro von Bologna und Bischof Weskamm von Berlin zwei der grundlegenden Referate hielten, zeigt, daß nun der Episkopat den Wunsch nach Reform der Liturgie in der Öffentlichkeit der Kirche zu seinem Anliegen zu machen gewillt ist. Bedauerlicherweise waren England und die Vereinigten Staaten nicht durch Mitglieder ihres Episkopates, wohl aber durch liturgische Fachleute vertreten.

Die Entwicklung der liturgischen Gespräche zeichnete sich auch in der Weite und Bedeutung des Themas ab. Beim ersten Treffen, das 1951 in Maria-Laach stattfand, bezogen sich die Verhandlungen hauptsächlich auf die Feier der Osternacht und die Reform des Missale, und so auch die Entschlüsse der Tagung (vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 178). Auch das zweite Treffen im Jahre 1952 auf dem Odilienberg bei Straßburg war vor allem den speziellen Problemen des Ritus der Messe gewidmet. Seine Entschlüsse wünschten unter anderem die Einfügung pastoraler Direktiven in die Rubriken nach dem Vorbild des Ordo der Osternacht von 1952, ferner die Hervorhebung der Doxologie am Ende des Canon, eine engere Verbindung zwischen dem Paternoster, dem Embolismus, dem Segenswunsch Pax Domini und dem Friedenskuß, die Verbindung der Brechung des Brotes mit dem Agnus Dei, die Abänderung des Ritus der Kommunionsspendung, den Abschluß der Meßfeier durch die Sendeformel des *Ite missa est*, den Altarkuß und den Segen (vgl. den ausführlichen Bericht über diese Tagung im Liturgischen Jahrbuch Bd. 3, 1953, S. 89—94).

In Lugano wurden die Beratungen über Einzelfragen der liturgischen Reform zunächst durch eine Vorbesprechung der wissenschaftlichen Spezialisten und dann im zweiten Teil der Gesamtkonferenz auch in größerem Kreise fortgesetzt. Ihnen kommt hohe praktische Bedeutung zu, weil eine Liturgiereform ja nur durch Anordnungen verwirklicht werden kann, die ins einzelne gehen und auch im einzelnen den Geist der Tradition wahren. Wir berichten über diesen Teil der Beratungen am Schluß.

Aber die überragende Bedeutung des Treffens von Lugano kam in den drei Vorträgen zum Ausdruck, die, wie wenn sie eigens aufeinander abgestimmt gewesen wären, im Crescendo zum Handeln drängten, und zwar zu einer Reform, die nicht nur durch Abänderung liturgischer Details dem Ziel dient, das Volk an die bestehende Liturgie ein wenig mehr und leichter heranzuführen, sondern die, nach umfassender und tiefgreifender Neugestaltung, eine im Geist der Überlieferung erneuerte Liturgie an das Volk heranträgt. Während der Kardinal von Bologna darlegte, daß die lehramtliche Entwicklung von Pius X. bis zu Pius XII. aus innerer Folgerichtigkeit zur Fortsetzung und Erweiterung des liturgischen Erneuerungswerkes drängt, weil der Grundsatz der tätigen Teilnahme des Volkes inzwischen in seiner dogmatischen Verbindlichkeit erkannt ist, zeigte Bischof Weskamm, daß es sich bei diesem Werk um eine Lebensfrage für die Kirche in der Diaspora handelt, und Professor Hofinger überbot diese Perspektive, wenn möglich, noch durch seinen Bericht über die Bedeutung der liturgischen Erneuerung für die gesamte Weltmission, indem er darauf hinwies, welch hohen Preis die Kirche wegen der Verspätung dieser

Reform heute schon in China zahlt und auch, abgesehen vom Fall einer Verfolgung, einfach deswegen zu zahlen hat, weil die gegenwärtige Form der römischen Liturgie die Mission erschwert und behindert.

Diese Referate überzeugten davon, daß in der Sache der Liturgiereform das Heil der Seelen auf dem Spiel steht. Der einmütige Beifall, den sie bei den Teilnehmern des Kongresses von Lugano fanden, und die Tatsache, daß der Heilige Stuhl sie durch die Aktenpublikationen in allen Weltsprachen nun zur Kenntnis des Klerus und der ganzen katholischen Weltöffentlichkeit gelangen läßt, beweist aber noch ein Weiteres. Die vielverbreitete Ansicht, daß das starre Verteidigen der gegenwärtigen Form der römischen Liturgie ein besonderes Zeichen des *Sentire cum Ecclesia* sei, ist überholt. Rom duldet nicht nur, sondern erwartet, daß die tätige Teilnahme der ganzen Kirche mithelfe, die Form der Liturgie zu finden, in der das Volk unserer Zeit und Welt Gott ein Lob darbringt, das ihm von Herzen kommt. Rom bekennt sich zum Primat des Seelsorglichen, zu der Wahrheit des Grundsatzes, daß die Sakramente wegen der Menschen da sind und daß die Liturgie im Rahmen der Pastoral geordnet werden muß. Diese Wandlung der Dinge wird dadurch ermöglicht, daß der Wunsch nach Reform der Liturgie heute nicht durch antirömische Affekte belastet ist und die Einheit der Kirche zu sprengen droht, sondern gerade aus der Einsicht in die tiefere Einheit des *Corpus mysticum* hervorgeht. Sie wird andererseits dadurch gefordert, daß auch heute schon die Anteilnahme der Gläubigen an der Liturgie zur ersten und hauptsächlichsten Quelle eines neuen Bewußtseins von der Kirche und darüber hinaus einer neuen Glaubensfreude geworden ist, die durch weiteres Fortschreiten auf diesem Wege nur noch ergiebiger fließen kann.

Lugano hat gezeigt, daß die liturgische Erneuerungsbewegung und in ihrer Konsequenz der Wunsch nach gründlichen Reformen zu einem gemeinsamen Anliegen vieler Bischöfe, Seelsorger und glaubensfreudiger Laien geworden ist und nicht zuletzt auch zu einer Überzeugung der liturgischen Gelehrten. Wenn für den weiteren Verlauf der Reform etwas zu befürchten ist, mag es sein, daß die zur Ausarbeitung der Entwürfe berufenen Wissenschaftler in ihrer berufsmäßigen Gründlichkeit und Skrupelhaftigkeit mit dem Drängen der Zeit nicht Schritt halten können und daß die Reform nun über einen Ariadneweg durch eine Vielzahl von Kommissionen laufen muß, die, im Bemühen um ein *monumentum aere perennius* wetteifernd, das Paulus-Wort vergessen, daß die Zeit kurz ist. Die deutsche Katechismusreform ist ein nicht sehr ermutigendes Vorspiel eines solchen Prozesses.

Eine liturgische Epoche

In Lugano hat der Straßburger Münsterpfarrer Eugen Fischer in einem sehr schönen Einleitungsvortrag die heutige Zeit als „liturgische Epoche der Kirche“ bezeichnet. Er nahm diesen Ausdruck in seiner vollen etymologischen Bedeutung des Augenblicks der Wende, die der Kirche aufgegeben ist, einer Wende nach innen (*intériorisation*) und einer Wende nach außen (*expansion missionnaire*), die in beiden Richtungen von der Liturgie ausgehen muß. Sicher nicht ohne Absicht zitierte er am Schluß seines Vortrages das Wort von F. Leist: „Die Zukunft der Kirche des Abendlandes wird nicht zuletzt davon abhängen, wie

die Christen das Gedächtnis des Herrn begehen“; und ferner das Wort von Montini: „Die Arbeit an der liturgischen Erneuerung ist die notwendigste, die die Seelsorge heute zu leisten hat.“

Damit ist doch wohl gesagt, daß die Aufgabe drängt. „Was nützt“, so fragte Fischer seine Zuhörer, „alle der heutigen Zeit abgeschauten Propaganda, wenn schließlich im Heiligtum selbst, zu dem alle Wege führen wollen, nichts geschieht, was die Menschen erhebt, anspricht und bereichert, wenn dort die Langeweile herrscht während einer Belehrung, die in abstrakten Formen geboten wird ohne Zusammenhang mit der Feier des Tages, wenn überhaupt von einer Feier nichts zu merken ist, sondern bloß eine Summe von unverständenen Handlungen am Altare abgewickelt wird, wenn die Menschen davongehen, wie sie gekommen sind, froh, die lästige Pflicht erfüllt zu haben?“

Und Fischer wies andererseits auf, daß es nicht nur der Eindruck ist, daß „die Kirche in den Seelen stirbt“, der Eindruck des Verlustes der Massen, des Skandals des Jahrhunderts, der zur Erneuerung des Gottesdienstes zwingt, sondern ebenso sehr der Eindruck, daß „die Kirche in den Seelen lebt“, daß der lebendige Glaube von sich aus zu den Mysterien, zu den Sakramenten aufgebrochen ist, daß die neu erwachende Wesensschau der Kirche zum Hochaltar drängt, wie das die Theologie, die Katechetik, die Seelsorge und selbst die Kunst unserer Tage zeigen. Ein neuer Typus des Christen steht auf, eine neue Frömmigkeit, eine neue Pfarrei, und dieses alles ist je ein Moment des Kairos, den es durch eine baldige liturgische Reform zu erfüllen gilt.

Die Konsequenzen von „*Mediator Dei*“

Im ersten Hauptreferat der Tagung sprach Giacomo Kardinal Lercaro, da er am Erscheinen verhindert war, von Bologna aus über das Thema: „Tätige Teilnahme — das Grundprinzip des pastoralliturgischen Reformwerks Pius' X.“ Die Restauration des Gottesdienstes durch Wiederherstellung der aktiven Anteilnahme des Volkes erschien Papst Pius X., wie Kardinal Lercaro ausführte, als das praktische Mittel zur Erneuerung des christlichen Geistes und als wichtigste Maßnahme zur Verwirklichung des Zieles, das der Papst seinem Pontifikat gesetzt hatte: alles in Jesus Christus zu erneuern. Indem er die liturgische Bewegung förderte, die damals durch den Abt Prosper Guéranger ins Leben gerufen wurde, hoffte er, den Individualismus aus der Kraft des Corpus mysticum zu überwinden.

Diesem Plan dienten vor allem die Kommuniondekrete. „Der Empfang der heiligen Eucharistie ist immer die konkreteste und tiefste Teilnahme am heiligen Opfer, das im Mittelpunkt der heiligen Liturgie steht.“ Auch die Anordnungen, die die Erneuerung der Kirchenmusik zum Ziel hatten, entsprangen der Absicht, „die Familie der Gotteskinder um den Altar zusammenzuscharen, damit sie mit ihrer eigenen Stimme teilnimmt, in der Wechselrede antwortet, die Gebete bekräftigt, Gottes Herrlichkeit besingt und sein Erbarmen erfleht“. In diesen Maßnahmen, denen er noch die Brevierreform hinzufügte, sah Pius X. jedoch nur die „ersten Schritte“ des Weges.

Pius XI. hat dann den Wunsch seines Vorgängers nach tätiger Anteilnahme der Gläubigen in einen Befehl verwandelt. In der Apostolischen Konstitution *Divini cultus* schreibt er: „Es ist durchaus notwendig, daß die Gläubigen

... den heiligen Handlungen in der Weise beiwohnen, daß sie gemäß den Vorschriften im Wechsel mit dem Priester oder der Schola ihre Stimme erheben.“

Den wichtigsten Fortschritt auf dem von Pius X. eingeschlagenen Wege sieht Kardinal Lercaro in der Enzyklika *Mediator Dei*. Wenn die Liturgie dort als der Kult des ganzen Christus, das heißt als Kult des Hauptes und der Glieder definiert wird, wenn die Berufung der Gläubigen zum Priestertum Jesu Christi hervorgehoben wird, ist dadurch zugleich die aktive Teilnahme der Gläubigen am Kult dogmatisch begründet. Folgerichtig stellt der Papst den Grundsatz auf, daß die Liturgie in ihren kontingenten Elementen, zu denen auch die Sprache gehört, mit dem Ziel der größeren Anteilnahme des Volkes reformiert werden kann. Papst Pius XII. hat durch die Umgestaltung der Osterfeier mit dieser Reform begonnen. Auch die vermehrte Genehmigung zweisprachiger Ritualien und die Einführung der Abendmesse verbinden das pastorale mit dem liturgischen Anliegen.

Ein anderer Gedanke Papst Pius' X. ruft ebenfalls nach weiterer Entfaltung. Unermüdlich war er darum besorgt, dem Volk mit dem eucharistischen Brot auch das Brot des Wortes Gottes zu brechen. Diese Sorge bestimmte ihn zur Errichtung des Bibelinstitutes, der Bibel- und der Vulgatakommission wie auch zur Revision des Katechismus. Wenn man in all dem die Absicht erkennt, den Gläubigen möglichst unmittelbar das reine Wort Gottes darzubieten, ergibt sich daraus die Hoffnung auf innigere Verbindung von Verkündigung und Messe.

Die Muttersprache

„So scheint sich denn der Wunsch, der heute weit verbreitet ist, es mögen die Schriftlesungen der Messe durch den Priester oder die Ministri in der Volkssprache vorgetragen werden, harmonisch in den Rahmen der vom seligen Papst verwirklichten oder gewünschten Reformen einzufügen. Dieser sehnliche Wunsch aller derer, die mit Liebe an die ‚aktive Teilnahme der Gläubigen‘ an den heiligen Mysterien denken, stützt sich nicht nur auf die Kraft dieses Beiwortes und dieses Hauptwortes: tätige Teilnahme — oder auf den Usus der östlichen Liturgien, die oft zweisprachig, teilweise dreisprachig sind, sondern auch auf die nun schon oft erteilte Genehmigung zweisprachiger Ritualien, und besonders auf die Lehre der Enzyklika *Mediator Dei*, welche die Nützlichkeit der Volkssprache grundsätzlich anerkennt, aber mit Recht dem Heiligen Stuhl ihre Genehmigung reserviert; denn niemand kann übersehen, welch hohes und allgemeines Interesse verbunden ist mit dem Gebrauch einer einzigen Sprache, die universal geworden und in unvergleichlicher Weise geeignet ist, das christliche Gedankengut auszudrücken, wie es die lateinische Sprache ist.“

„Wenn die Familia Dei in ihren liturgischen Versammlungen das Wort in ihrer eigenen Sprache wieder direkt und unmittelbar aus dem Munde des Priesters hört, der mit der Autorität ausgestattet ist, es zu verkünden, will es scheinen, daß die aktive Teilnahme der Gemeinde, die doch vom Heiligen Vater gewollt ist, noch vollständiger wäre. Pius X. hat die Gläubigen zur Teilnahme am eucharistischen Brot und an der Opferliturgie eingeladen, und diese Teilnahme hat er erreicht. Der unmittelbare Gebrauch der Volkssprache bei den Lesungen würde auch eine lebendige und wirksame Teilnahme an der Wortliturgie, am Brot des Gotteswortes, erlauben. In aller

Bescheidenheit möchte ich meinen, daß die Saat, die im Motu proprio vom November 1903 gesät wurde, hier in Fülle und Fruchtbarkeit aufgehen könnte.“

Der Ruf der Diaspora

Wie die Fortführung der liturgischen Reform in diesem Vortrag als legitime Erfüllung der Intentionen Pius' X. und Pius' XII. dargestellt wurde, so zeigte das Referat von Bischof Wilhelm Weskamm, Berlin, über das Thema: „Tätige Teilnahme am Gottesdienst als wesentliche Funktion im Werden und Leben der Gemeinde“, das einen Höhepunkt der Tagung von Lugano bildete, daß der geschichtliche Augenblick für die Reform gekommen ist.

Bischof Weskamm skizzierte zunächst die Lage der Kirche in Mitteldeutschland, das Einströmen der Heimatvertriebenen in die Diaspora, die weltanschauliche Atmosphäre, die Grenzen, die der Seelsorge durch die äußeren und innerkirchlichen Verhältnisse gezogen sind. Dieses alles drängte zur Konzentration der Seelsorge im Gottesdienst, die aber, wie Bischof Weskamm ausdrücklich hervorhob, deshalb weder als Notlösung oder Verzicht auf andere Mittel der Seelsorge noch als strategische Überlegung aufgefaßt werden darf.

Im ersten Teil seines Referates schilderte der Bischof, wie der Gottesdienst in dieser Diaspora von selbst wieder seinen vollen ursprünglichen Sinn erhält. Die Heimatvertriebenen, die aus ihrem natürlichen Lebensgrund gerissen und oft in die größte Einsamkeit gestoßen sind, erblicken im Sonntagsgottesdienst nicht mehr eine lästige und pflichtige Veranstaltung, sondern die Versammlung der einzigen ihnen verbliebenen Gemeinde, der Gemeinde der Glaubensgenossen. Das Erlebnis der Einsamkeit während der Woche führt sie innerlich zusammen, und die Zusammengehörigkeit findet in der gottesdienstlichen Feier einen Ausdruck, vor dem alle Unterschiede des bürgerlichen Daseins verblassen. „Dies ist die einzige organische Gemeinschaft, die da ist.“

Diese Gläubigen erfahren zweitens nun den Gottesdienst auch als die einzige Quelle für ihr seelisches Leben. „Es ist ihnen in ihrem konkreten Zustand so klar, was gemeinsame Not, gemeinsame Anliegen, gemeinsame Fürbitte bedeuten . . . es wird eine echte Betergemeinde.“ Die Innigkeit und Gemeinsamkeit des Betens drängt mit elementarer Gewalt zum Singen. Mit großer Eindringlichkeit betonte Bischof Weskamm den durch gar nichts ersetzbaren, also absoluten Wert des muttersprachlichen Gesanges für die Bildung der Gottesdienst-Gemeinde. „Er kann den Gottesdienst in die Tiefe und in die Breite führen.“ Erstaunlich schnell holt er die Menschen in die Feier herein. „Ich kann mir keine aktive Teilnahme und keine andächtige Meßfeier einer Gemeinde denken, ohne daß sie singt. Wir haben erfahren, was das bedeutet.“

Auch das Wort Gottes hat in den Lebensverhältnissen dieser Christen einen neuen Wert bekommen. Sie erleben es als das Wort, das ihren Plagen Sinn gibt, und als Herausruf aus der Sinnlosigkeit des Materialismus, der sie umgibt und ihnen aus allen Parolen entgegentönt. Um so mehr wäre es notwendig, daß die Verkündigung sich nicht auf die Predigt beschränkt, sondern aus dem Text der Messe selbst herausströmt. „Von hier aus müßte eigentlich den Verstreuten überhaupt der Zugang zum Worte Gottes, zur Heiligen Schrift, geöffnet werden, damit sie in ihrer Vereinzelung dieses lebendige Wort Gottes haben und erschließen.“

Der Gemeindegottesdienst allein kann den Gläubigen in der Diaspora Heimat geben, vor allem dann, wenn der Seelsorger „gemeindenah“ ist. „Und die andere Frage ist diese, ob unsere Liturgie volksnah genug ist, ob sie herzlich genug ist, ob sie zur Gemeinde reicht, und zwar bis in die Erlebnistiefen der Gemeinde, so daß sie Seele und Herz berührt und in der Darbringung des Opfers mit Christus über alles Eigene, Menschliche hinauswächst und sich dem Vater opfert in der wirklichen Vereinigung mit dem Christus passus. Es ist die Frage, ob ihre Gebete unsere Gebete, unsere Gebete von heute sind, ob ihre Gesänge wirklich genügend Volksgesänge sind. Das Volk nimmt nach seinen eigenen Lebensgesetzen auf — und es muß doch in der Kirche Gottes heimisch werden, dann tut es mit.“

Ein drittes Element des urchristlichen Gottesdienstes wurde in der Diasporasituation neu belebt: die Bruderliebe. „Der symbolische Opfergang, wie er manchmal üblich war, gewann schnell eine faktische Bedeutung.“

„Die östliche Welt will der Kirche die karitativen Aufgaben nehmen und alle Wohlfahrt und Betreuung dem Staat allein vorbehalten. Die Meßopfer-Feier einer Gemeinde im Geiste der Bruderliebe wird die Gemeinde trotz allem zusammenhalten.“ Vom Altar her wurden die Helfergruppen in der Diaspora „die ersten, die stärksten und die lebendigsten Gruppen mit apostolischem, missionarischem Geist im Gemeindeleben“.

Meßfeier im Bistum Berlin

In einem zweiten Teil seines Referates erzählte Bischof Weskamm dann von den Bemühungen um den rechten Vollzug der Meßfeier in der Diaspora. Diese mußten angesichts der Voraussetzungen, die die Gläubigen mitbrachten, „von unten her . . . langsam . . . Stück für Stück“ aufbauen. In systematischer, über die ganze Diözese hin organisierter Zusammenarbeit begann diese Aufbauarbeit damit, daß die Gläubigen in das Verständnis der Gemeinde als der Stiftung Christi eingeführt wurden. Sie sollten die Gemeinde in ihrer vierfachen Bedeutung erfassen: als Kyriake, um den Herrn gescharte Jüngerschaft, als Ecclesia, auserwähltes Volk Gottes, als Familia der Kinder vor dem Vater im Himmel und als Paroikia, Gemeinschaft der Fremdlinge in der Welt, die den Herrn erwarten. Diese vier Bedeutungen wurden nunmehr in den entsprechenden Gebeten der Gemeinschaftsmesse zu bewußtem Ausdruck gebracht: die Kyriake im Credo, die Ecclesia im Gloria und im Sanctus, die Familie im Pater noster, die Paroikia im Kyrie und im Agnus Dei. „Wenn die Gemeinde diese Texte bewußt und würdig betet, erfährt sie in jedem Gottesdienst ihr tiefstes Wesen.“

In einer zweiten Phase der Mystagogie wurde versucht, die Gemeinden zu der Erfahrung zu führen, daß die heilige Messe diese vierfache Verbundenheit der Christen mit Gott in ihrer Fülle darstellt durch die Gemeinschaft eines weiten und warmen Betens, eines ehrfürchtigen Hörens auf Gottes Wort, eines opferbereiten Sinnes für den Bruder und für Gott und durch die Tischgemeinschaft beim Mahl des Herrn. „Auch solche, die vom religiösen Leben sonst weit entfernt waren, erwiesen sich als ansprechbar, und manch einer bekannte: Ich habe die heilige Messe erst hier kennen gelernt. Und das will in der oft notvollen Einfachheit sehr viel heißen.“

Im letzten Teil seines Vortrags formulierte der Bischof von Berlin auf Grund dieser Erfahrungen seine Wünsche.

Es ist, so sagte er, eine Lebensfrage, ob die Liturgie der Gemeinde als ein von außen herangetragenenes Anliegen erscheint, das man eben über sich ergehen läßt, oder ob die liturgische Feier „innere Lebensbereiche erreicht und weckt“.

„Das Volk hat seine eigenen Zugänge; es faßt und nimmt nur das, was ihm irgendwie faßbar und wesenhaft nah ist. Es handelt sich bei allen Bemühungen nicht darum, eine bestimmte feste Form gängig und gebräuchlich zu machen, sondern religiöses Leben, gnadenhaftes Leben im Menschen zu wecken und zu vermitteln und daraus zu einem begnadeten Tun zu führen.“ Kriterium für das, was eingegangen ist, wird sein, ob es vermißt wird, wenn man es nicht mehr hat. Man wird Veraltetes an die Zeit heranzuführen und andererseits der Zeitsituation gottesdienstlichen Ausdruck schaffen müssen. Dazu gehört auch, daß die Liturgie dem Volksgut, besonders dem religiösen Volkslied „wenigstens ehrlich Raum gibt“. Eine „gekonnte und glatte Meßfeier“ und selbst ein häufiger Sakramentempfang allein verbürgen den lebendigen Kontakt zwischen dem Volk und der Liturgie noch nicht.

Wenn schon der Priester Mühe hat, sich auf die Meßfeier und ihre Texte einzustimmen, wie erst die Gläubigen, die direkt aus dem Lärm und Tempo des Lebens kommen. „Ihnen kann man nicht einfach Texte und Feier hinschieben, man kann die Meßfeier nicht einfach auf das freie Feld hinstellen.“ So wird es zu einer für die Wirkung der Liturgiereform entscheidenden Vorfrage, was denn geschehen kann, um die Gläubigen vor Beginn auf das Kommende einzustimmen. „Vielleicht brauchen wir eine freiere, vigilartige Vorfeier, die neben der festgeformten Vormesse mehr Raum für contemplatio, für Mystagogie, Homilie usw. bietet. Die alte Statio erfüllte diese Funktion; was könnte heute etwas Ähnliches vollbringen? Auch das Lied könnte an diese Schwelle führen, damit die Menschen wirklich hereinkommen.“

Die Liturgie des Wortes Gottes

Sodann muß der Schatz des Wortes Gottes im Gottesdienst lebendiger und wirksamer erschlossen werden. Als es noch keinen eigentlichen Religionsunterricht gab, hat die Strahlungskraft einer volksnahen sonntäglichen Liturgie ihn ersetzt. „Man wird kaum sagen können, daß diese Kennzeichnung auf unsere Vormesse anzuwenden sei. Uns drängt die bitterste pastorale Not und Befürchtung zu der Frage, ob das Gotteswort in der Liturgie nicht wieder lebendig werden und weckend verkündet werden kann; ob nicht das ganze Gotteswort vielmehr für die Gemeinde da sein kann (reformierte Leseordnung!), ob nicht über den aufspaltenden und ungenügenden Versuch hinaus, durch Vorbeter nebenher Teile dem Volk verständlich zu machen, die Liturgie selbst wieder statt einer verschlossenen Schachtel ein geöffneter voller Schrank sein könnte, aus dem die Mutter Kirche Brot ausgibt für die familia Dei . . . Wenn man den Würgegriff des Antichristen nach den Gläubigen, besonders nach der Jugend, immer wieder sieht und erlebt, dann hört man auf, in solchen Fragen nur formal zu denken, dann wird es eine Frage auf Leben und Tod. In jenen Ländern, die unseren Verhältnissen gleichgerichtet sind, läßt man im allgemeinen den Kultus unangetastet. Macht die Kirche diesen Kultus nun verständlich, lebendig, geöffnet? Erweckt nun die Kirche das Gotteswort und die Gnadenkraft in der Liturgie, daß Christen davon leben und reich werden

können; das Gotteswort, damit die Gläubigen immun gegen die Zeitirrtümer werden und ihr lebendiges Christsein den ideologischen Angriffen gegenüberstellen können; die Gnadenkraft, damit die Gemeinde Christi die ganze Kraft ihres Herrn auch in der gottfernen Welt erfährt?“ Mit dieser Frage, der Frage nach dem Tempo und der Gründlichkeit der nun schon viel besprochenen Reform, schloß der Bischof, der einzige Bischof von jenseits des Vorhanges, der noch die Möglichkeit hat, frei zu einer solchen Versammlung zu sprechen.

Der Ruf der Weltmission

Der ergreifende Eindruck, den dieser Vortrag hinterließ, wurde dadurch verstärkt, daß Professor Johannes Hofinger SJ vom Priesterseminar Baguio (Philippinen) namens der Weltmission dieselben Gesichtspunkte vortrug und so die seelsorglich-missionarische Dringlichkeit der Liturgiereform nochmals unterstrich.

Mit ehrlicher Anerkennung der liturgiewissenschaftlichen Forschungen, die als Vorarbeit für eine Reform unerlässlich sind, verband P. Hofinger die Feststellung, daß letztlich seelsorgliche und missionarische Rücksichten entscheidend sind. Es geht darum, den Gottesdienst dem Volk in seiner Fülle mitzuteilen. Hofinger wies darauf hin, daß die Kirche im Lauf der letzten Jahrhunderte neben den allbekanntesten Reformen durch eine Reihe von weniger bekannten Zugeständnissen, besonders im Hinblick auf die gottesdienstliche Sprache, den Bedürfnissen einzelner Missionen entgegenkam. So dürfte auch heute die missionarische Begründung des Reformanliegens am meisten Verständnis finden.

Der Redner gab nun zuerst einen Überblick über den Stand der Teilnahme der Gläubigen am Gottesdienst in den Missionsländern, notwendigerweise natürlich in verallgemeinernder Form. Mit dieser Einschränkung gab er eine „recht bedauerliche Rückständigkeit der Missionsländer“ in bezug auf die liturgische Erneuerung zu. Er erläuterte das am Beispiel der chinesischen Mission, die, was die Erkenntnis der entscheidenden Missionsprobleme betrifft, als eine der fortschrittlichsten gilt. In China ist es schon lange selbstverständlich, daß die Gemeinde beim Gottesdienst auch gemeinsam betet, und sie hat dafür einen Schatz von Gebeten zur Verfügung, der allen bekannt und inhaltlich wertvoll ist. Insofern nehmen die Gläubigen am Gottesdienst aktiv teil. Aber abgesehen davon, daß diese Gebete oft beziehungslos neben der Liturgie einhergehen und wegen ihres literatursprachlichen Ausdrucks nicht ohne weiteres verstanden werden, fällt bei der heiligen Messe in China das Hören des Wortes Gottes fast völlig weg; es sei denn, daß der Fluß der Volksgebete zur Verlesung des Evangeliums gestoppt wird, um sogleich danach wieder seinen eigenen Weg zu gehen. Wie wenig dem Volk zu Bewußtsein kommt, daß es selbst die Messe feiern soll, das zeigt der chinesische Ausdruck für die Meßteilnahme: „wang misa“, d. h. von fern auf die Messe hinschauen.

P. Hofinger zeigte dann, daß die Aufgabe einer Einführung der Gläubigen in den Vollzug und gar die Sprache der jetzigen Messe den Missionar ganz einfach überfordert. Wie die Dinge liegen, muß er seine persönliche Kraft in der Predigt und Spendung der lebensnotwendigen Sakramente erschöpfen. Erst dann könnte er sich ebenso für die Liturgie einsetzen, wenn er von deren Verkündigungscharakter überzeugt wäre.

„Die Kenntnis dieser harten missionarischen Wirklichkeit ist aber auch unbedingt vonnöten, wenn man der liturgischen Erneuerung Eingang und Erfolg in Missionsländern verschaffen will.“ In der Frühzeit der Kirche haben die Christen aus dem Gottesdienst einen wesentlichen Teil ihres Glaubenswissens und ihrer Glaubenshaltung geschöpft. Sie konnten das, weil der Gottesdienst damals „noch viel durchsichtigere Formen hatte und in einer auch vom Volke verstandenen Sprache vollzogen wurde“. Seitdem die Sprache nicht mehr allgemein verstanden wird, „haben wir in der Kirche ein schweres, zunächst auf Jahrhunderte hinaus kaum zu bewältigendes katechetisches Problem“. „Durch die unverständene liturgische Sprache fühlte sich das gläubige Volk natürlich notwendig mehr zur Rolle des gläubig staunenden Zuschauers bei den heiligen Geheimnissen verurteilt und fand sich damit mehr und mehr ab.“

Die Verspätung in China

Wenn man wieder auf China blickt, würde die Lage dieser Kirche, die mehr, als man in Europa weiß, von der Gefahr der religiösen Aushungerung bedroht ist, wesentlich anders sein, wenn man schon vor dem Ausbruch der Verfolgung den Gottesdienst im Sinn der liturgischen Erneuerung hätte umgestalten können: für alle verständliche Sprache, durchsichtige Hervorhebung der Hauptteile und der tragenden Gedanken des Kultes, bewußte Pflege des belehrenden Teils der Liturgie. „Sollten wir aus der bedauerlichen ‚Verspätung‘ in China nicht wenigstens für anderswo lernen, wo es, Gott sei Dank, jetzt noch nicht zu spät ist?“

Wie Bischof Weskamm, so sieht auch P. Hofinger einen in dieser Weise gestalteten Gottesdienst keineswegs nur als „Notlösung“ für Verfolgungszeiten an. Gerade dem einfachen Volk, mit dem die Missionen es überwiegend zu tun haben, bedeuten Tätigkeit und Anschaulichkeit mehr, und sie gehen ihm leichter und tiefer ein als bloße Wortverkündigung. Sie ist nach P. Hofinger wirklich die „erste und unerläßliche Quelle“ christlicher Gesinnung, also das, was Pius X. von ihr sagte. Und ebenso wie für die Diaspora gilt für die Missionen, daß der aus seinen natürlichen Umweltbindungen weitgehend herausgenommene junge Christ in der tätigen Gemeinschaft des Gottesdienstes eine neue Heimat finden muß.

Missionarische Wünsche

Als ersten Grundsatz für die missionarische Wirksamkeit eines erneuerten Gottesdienstes nannte P. Hofinger die „selbstverständliche Forderung, die gottesdienstliche Feier müsse einfach, leicht erlernbar und durchführbar sein, und das auch in ganz ärmlichen Gemeinden mit kaum einigen geschulten Kräften“. „Man verschone uns doch in der Mission mit liturgischen Zumutungen, die in einer Klosterkommunität . . . ihre Berechtigung haben.“ Leicht erlernbar muß vor allem alles das sein, was das Volk im Gottesdienst zu tun hat, und dazu muß bedacht werden, daß Handlungen im allgemeinen leichter zu lernen sind als Worte. Daher sind vor allem Handlungen zu wünschen, welche die Teilnahme des Volkes sinngemäß ausdrücken. Übersichtlichkeit und Durchsichtigkeit verlangt P. Hofinger nicht nur für die Sprache, sondern für den ganzen Aufbau der Messe. Er denkt dabei besonders an die Weiterführung der Linie, die das deutsche Hochamt angibt, das ja neben dem irokesischen in der gesamten Kirche eine

einmalige Ausnahme darstellt. Die Missionare ersehnen eine „Gestaltung der Meßfeier, welche die Messe wieder ganz und gar zum ausdrucksfähigen religiösen Drama werden läßt, das nicht vieler einleitender Erklärung bedarf, sondern wie jedes andere gute Schauspiel sich eben durch sich erklärt und dem ergriffenen Zuschauer nahebringt. Nur daß hier das gläubige Volk nicht bloß passiver Zuschauer, sondern aktiver Mitspieler ist.“ Volksnähe sieht P. Hofinger mit Bischof Weskamm vor allem durch die Heranziehung des religiösen Liedes in der Muttersprache gewährleistet, und er möchte „in Fragen des liturgischen Musikstiles mehr einer weitherzigen missionarischen Anpassung das Wort sprechen“.

Als besondere Forderung für viele Missionsländer erscheint die Ausgestaltung des dramatisch-bewegten Elementes im Gottesdienst, das in der Sprache wie in der Gebärde jetzt sehr stark von der römischen Nüchternheit gebändigt wird.

Seinen konkreten Wünschen schickte P. Hofinger die Versicherung voraus, daß sie nicht einer unangebrachten Neuerungssucht entspringen, gegen die der Realismus alter Missionare immun ist, sondern großer seelsorglicher Not. Es kann nicht überhört werden, daß sowohl der Sprecher der Diaspora wie der der Missionen Notstände aufgezeigt haben, deren Abhilfe zum Teil sofort, zum Teil, bei größerer Beschleunigung der Vorarbeiten, in absehbarer Zeit in der Macht der Kirche steht, wenn nur auch in den gesättigten Teilen der katholischen Christenheit einmal die Erkenntnis allgemein wird, daß die Sache der liturgischen Reform mehr ist als ein Spleen einiger Unzufriedener.

An die erste Stelle seiner Wünsche setzte P. Hofinger das Verlangen nach intensiverer liturgischer Bildung des Missionsklerus, und zwar vor allem unter dem auch in anderen Ländern nicht minder gültigen Gesichtspunkt der liturgischen Pastoral. Darunter versteht Hofinger „die missionarischen Möglichkeiten des Gottesdienstes“. Es wäre zu wünschen, daß der künftige Priester im Seminar auch die einfachen Gottesdienstformen — nötigenfalls sogar im Experiment — so zu handhaben lernt, daß er sie später zu seelsorglicher Wirkung bringen kann. Was solche Gestaltungsversuche betrifft, sagte Hofinger, gilt es mancherorts fast als Zeichen kirchlicher Gesinnung, möglichst zurückhaltend zu sein, und es bedürfte einer kräftigen Aufmunterung von Rom dergestalt, daß man die Inangriffnahme pastoral-liturgischer Probleme nicht nur duldet, sondern geradezu begrüßt.

Die lateinische Mauer

Die zweite Bitte bezieht sich auf die Wiederherstellung der Volkssprache in den Lesungen, Zwischengesängen und Orationen. Hier zitierte Hofinger ein bedrückendes Wort von Kardinal Costantini, der gesagt habe, die Missionierung Chinas sei nicht durch eine chinesische Mauer verhindert worden, wohl aber durch die fast unübersteigbare lateinische Mauer, mit der wir selber das Missionswerk umgeben haben. Im Zusammenhang damit steht der Wunsch nach allgemeiner Zulassung muttersprachlicher Gesänge in der gesungenen Messe. „Um der Mutter Kirche recht deutlich zu zeigen, daß uns diese beiden Wünsche wirklich sehr am Herzen liegen, müßte man wohl sofort das in Angriff nehmen, was sich jetzt schon ohne weiteres machen läßt, eine derartige Gestaltung des Gottesdienstes, welche den Wortgottesdienst wieder klar in seiner Eigen-

art und Bedeutung hervortreten läßt.“ „Glauben wir wirklich voll und ganz, lebendig an die Kraft des Wortes Gottes?“

Sie zu entfalten, das ist der Sinn der weiteren Bitte um eine bessere Perikopenordnung. Wo der Missionar nur selten zu einer Gemeinde kommt, dort sollte er sogar die Freiheit haben, das Meßformular als ganzes auszuwählen, sei es, um die großen Feste des Kirchenjahres mit möglichst vielen seiner Gemeinden feiern zu können, sei es, um einem besonderen Bedürfnis einer bestimmten Gemeinde zu genügen.

Ein weiterer Gesichtspunkt, vielleicht sogar ein providentieller, liegt in der Möglichkeit, aus dem Wortgottesdienst die Grundform für einen priesterlosen Gottesdienst der Gemeinden zu entwickeln, wie er ja auch heute schon in den Missionen etwas durchaus Gewöhnliches ist. Dadurch würde eine andauernde Erziehung zu liturgischem Beten erreicht werden.

In Verbindung damit steht der Wunsch nach einem allgemeinen „Devotionale“, das für die Gestaltung der volksliturgischen Andachten Handhaben bietet, wie sie ja in unseren Landen in den neuesten Diözesangesangbüchern bereits vorliegen.

„Sollte sich der Heilige Stuhl zu einer Neugestaltung des Ritus der römischen Messe entschließen, so geht der Wunsch der Mission dabei vor allem auf eine Form der Meßfeier, welche die Hauptteile noch klarer und wirksamer hervorhebt und durch Ausscheidung weniger wichtiger Zeremonien eine größere Durchsichtigkeit der Meßfeier und eine intensivere Konzentration auf das Wesentliche ermöglicht.“ Darin ist die Bitte eingeschlossen, daß ein solcher Ritus gemäß den verschiedenen Verhältnissen und Möglichkeiten der Meßfeier mehr Variationen gewähren möge als bisher, da doch auch die stille Messe zu sehr den Ritus des Hochamtes kopiert. Und daran schließt Hofinger eine zwar kühne, aber unserer Epoche doch wohl angemessene Bitte:

„Die katholische Kirche wäre ja nicht mehr die *Una Sancta*, wenn sie nicht das unaufhebbare elementare Bestreben hätte, diese ihre Einheit gerade auch in ihren heiligen Riten zum Ausdruck zu bringen. Andererseits ist aber die Liturgie, wie wir gesehen haben, auch auf Volksnähe und Anpassung an die so verschiedenen regionalen Verhältnisse der Weltkirche angewiesen. Die ideale Lösung dieser unaufhebbaren Spannung wäre wohl in der Richtung einer das Wesentliche betonenden Konformität zu suchen, die dabei bewußt für die verschiedenen Situationen verschiedene Lösungen offen läßt, von vornherein nicht alles bis aufs letzte regeln will, sondern in Nebensachen einer geordneten und überlegten Freiheit das Wort redet . . . Die katholische Kirche von heute findet eben keine so einheitliche Weltkultur vor, wie das im Mittelmeerraum der alten und mittelalterlichen Kirche der Fall war.“

Die Entschließungen des Kongresses

Die Sorgen und Wünsche, die in diesen Referaten vorgetragen wurden, fanden in den Entschließungen des Kongresses einmütigen Ausdruck. Da eine amtliche deutsche Übersetzung ihres lateinischen Textes nicht vorliegt, geben wir sie in eigener Übersetzung wieder:

„Der vom 15. bis 17. September 1953 in Lugano versammelte Kongreß für liturgische Studien entbietet Seiner Heiligkeit Papst Pius XII. für die weisen liturgischen

Richtlinien der Enzyklika *Mediator Dei*, die Maßnahmen zur Anpassung der Liturgie an die Bedürfnisse unserer Zeit und für den Apostolischen Segen, den er diesem liturgischen Kongreß erteilte, seinen ehrfurchtsvollen Dank.

In ehrfürchtigem Vertrauen unterbreitet er der wohlwollenden Erwägung des Papstes die folgenden Wünsche: 1. Der selige Papst Pius X. hat den Grundsatz der aktiven Teilnahme der Gläubigen an den heiligen Mysterien ausgesprochen. Der Kongreß erblickt in diesem Grundsatz, der durch weitere päpstliche Dokumente bestätigt worden ist, die fruchtbare Quelle, aus der die Gläubigen das Leben Christi in reicherer Fülle schöpfen können. Das gilt zweifellos noch mehr und noch dringender für die gegenwärtige und zukünftige Lage der Missionen und Diasporagebiete.

2. Die Päpste Pius X. und Pius XII. haben durch die Dekrete bzw. die Apostolische Konstitution dafür Sorge getragen, daß die Gläubigen sich durch häufige Teilnahme am Mahl des Herrn mit dem eucharistischen Brote stärken. In Erwägung dieser apostolischen Maßnahmen ist es zu wünschen, daß den Gläubigen auch die Nahrung des Wortes Gottes zu leichterem Verständnis dargeboten werde. Das scheint möglich, wenn die Familie Gottes die Lesungen in der Messe direkt und unmittelbar aus dem Munde des Priesters in der Muttersprache vernimmt, sooft die Anzahl der Teilnehmer das nahelegt.

3. Um die Teilnahme der Gläubigen an der Liturgie zu erleichtern und fruchtbarer zu gestalten, bittet der Kongreß ehrfurchtsvoll, daß die Ortsordinarien ermächtigt werden, nach den Umständen zu gestatten, daß das Volk nicht nur das Wort Gottes in seiner eigenen Sprache hört, sondern auch mit Gebet und Gesang in seiner Sprache darauf antwortet, auch in der gesungenen Messe.

4. Die durch Papst Pius XII. so glücklich erneuerte Ostervigil hat offensichtlich die wertvollsten Früchte getragen. Deshalb bittet die Versammlung in Ehrfurcht, daß in Übereinstimmung mit der Hirtensorge des Heiligen Stuhles die Feiern der gesamten Heiligen Woche in ähnlicher Weise reformiert werden.“

Während die erste dieser Entschließungen im Sinne der drei großen Hauptvorträge nochmals den Grundsatz hervorhebt, von dem nach den Lehren der neueren Päpste die Gestaltung der liturgischen Feier auszugehen hat, faßt die zweite in einem definitiven Wunsch zusammen, was schon 1950 in Frankfurt, 1951 in Maria Laach, 1952 von der italienischen liturgischen Woche zu Brescia, 1953 auf der liturgischen Woche der ostdeutschen Bistümer zu Berlin und auf der nordamerikanischen Werkwoche in Grand Rapids und bei anderen Gelegenheiten als unmittelbar zu verwirklichende Neuerung ersehnt wurde. Im Hintergrunde dieses Wunsches steht als weiteres Vorhaben die Erneuerung der gegenwärtigen Meß-Perikopenordnung. Was in der dritten Entschließung allgemein erbeten wird, ist für Deutschland auf Grund unvordenklicher Gewohnheit vom Heiligen Stuhl bereits 1943 genehmigt worden. Die vierte Entschließung faßt die Ergebnisse des zweiten Teils der Verhandlungen von Lugano zusammen, über die im folgenden berichtet wird.

Die Osterfeier

In diesen Verhandlungen wurde zunächst ein Überblick über die Erfahrungen mit der neuen Feier der Ostervigil in verschiedenen Ländern gegeben. Diese Erfahrungen sind in den Ländern, über die berichtet wurde, in Deutsch-

land, der Schweiz, auch in Holland, ganz überwiegend günstig. Jedoch wurden auf Grund der Erfahrungen weitere Änderungen gewünscht: Für die Verhältnisse des Landvolkes empfiehlt sich zuweilen als Stunde der Feier der frühe Ostermorgen. Dem Ziel der Anteilnahme der Gläubigen würde eine weitere Kürzung der Feier entsprechen, die vor allem beim Exsultet, bei den Lektionen und bei der Taufwasserweihe angebracht erscheint. Aus demselben Grunde sollte ein reichlicherer Gebrauch der Volkssprache gestattet werden. Die in vielen Ländern volkstümliche Auferstehungsfeier müßte unter gewissen Abänderungen mit der liturgischen Feier organisch verbunden werden. Um den Ostertag besonders auszuzeichnen, sollte die nochmalige Kommunion am Feste erlaubt werden.

Reform der Karwoche

Sodann scheint es an der Zeit zu sein, daß die Erneuerung der gesamten Feier der Heiligen Woche in demselben Geist in Angriff genommen wird, in dem die Ostervigil reformiert wurde. Mehrere Vorträge beschäftigten sich mit dem liturgischen Sinn der einzelnen Tage. Professor Hermann Schmidt SJ, Rom, suchte in seinem Referat über „Geist und Geschichte des Gründonnerstags“ nachzuweisen, daß die Kirche an diesem Tage vor allem die „traditio Christi“ feiert oder an ihr Anteil nimmt. Das Wort bezeichnet sowohl die Selbsthingabe Christi als auch den Verrat an ihm. Gründonnerstag und Karfreitag bilden eine liturgische Einheit mit einem „historischen Thema“, dem Gedächtnis der Hingabe, des Leidens und Sterbens Jesu Christi. Deshalb sollte die Feier des Gründonnerstags auf den Abend verlegt werden. Im einzelnen gaben diese und die anderen Thesen von P. Schmidt zu lebhafter Diskussion Anlaß, die von einem Abschluß noch recht weit entfernt zu sein scheint. Zu diesem Thema steuerte der bekannte Mitherausgeber der amerikanischen liturgischen Zeitschrift „Worship“, Pfarrer A. Reinhold, Sunnyside, wertvolle seelsorgliche Bemerkungen bei.

Das Referat über den Karfreitag von Abt Bernard Capelle OSB, Mont César-Löwen, zeigte, daß der Gottesdienst auch an diesem Tage ursprünglich am Nachmittag begangen wurde, was sich vor allem dort zur Wiedereinführung empfehlen könnte, wo der Karfreitag kein gesetzlicher Feiertag ist. Was die Gestalt der Feier angeht, liegt das Hauptproblem in der Frage nach der Beibehaltung der missa praesanctificatorum und ihrem Verhältnis zur Kreuzverehrung. Abt Capelle kam zu folgender Alternative: „Wenn man dem Karfreitagsdienst den ausschließlichen Sinn eines nicht-eucharistischen Gottesdienstes zur Ehre des Kreuzes geben will, muß man dementsprechend auch die Kommunion des Zelebranten und damit konsequenterweise auch alle Übertragungs-, Aufbewahrungs- und Anbetungsriten, die am Gründonnerstag stattfinden, abschaffen. Wenn man dagegen vor dieser unerbittlichen Konsequenz zurückschreckt und sich dafür entscheidet, die Kommunion des Zelebranten beizubehalten, besteht kein Grund dafür, sie der ganzen Gemeinde zu verweigern.“ Die Diskussion betraf natürlich vor allem diese Alternative, in zweiter Linie die Frage der zeitlichen Anordnung.

Für den Palmsonntag forderte Professor Tranquillino Zanetti, Chur, die deutlichere Hervorhebung des Mysteriums von Christus, dem Kyrios, durch die Huldigungsriten. Die Palmweihe sollte nicht so sehr unter dem Gesichtspunkt

des Sakramentale stehen und zu Gunsten der Prozession verkürzt werden. Dem Charakter des Tages wäre die rote Farbe angemessen, und übrigens auch eine liturgische Rangerhöhung. Die Prozession sollte den feierlichen Einzug Jesu nachahmen, der aus zwei Gruppen (Jünger — Volk) bestand, und in einer Huldigung vor einem triumphalen Kreuz ihren Höhepunkt finden.

Als Richtlinien für die Erneuerung der Karwoche nannte der Bischof von Passau: 1. die Forderung des Primates des Seelsorglichen und die Vorsicht vor Archäologismen; 2. klare Herausarbeitung der Grundgestalt einer jeden Feier; 3. die richtige Zuordnung der einzelnen Tage; 4. die Wahl der rechten Stunde im Interesse der Möglichkeit der Teilnahme; 5. die Förderung dieser Teilnahme durch großzügige Aufnahme der Volkssprache.

Private Meinungen aus Rom

An dieser Stelle ist es wohl von Bedeutung, auf eine private Rede hinzuweisen, die der Vize-General-Relator der historischen Kommission der Ritenkongregation, J. Löw CSSR, einige Wochen vor dem Kongreß von Lugano in Linz a. D. über dasselbe Thema hielt. Dabei betonte P. Löw vor allem, daß die Reform der Heiligen Woche unter seelsorglichen Gesichtspunkten erfolgen werde; denn „die Liturgie ist nicht für Helden, sie ist für die große Masse des Volkes der Gläubigen gemacht“. Am Gründonnerstag sollte man zur Abendmesse übergehen. Nur an den Kathedralen sollte eine eigene Messe zur Weihe der heiligen Öle gehalten werden, wie in alter Zeit. P. Löw sprach sich für die Beibehaltung der Priesterkommunion an diesem Tage aus; nur müßte sie einen angemesseneren Ritus finden. Für den Karfreitag müsse die Wiederherstellung der Kommunion des Volkes in Erwägung gezogen werden. Auch an diesem Tage sei die Einordnung des Gottesdienstes zwischen Vesper und Komplet zu bedenken. Die volkstümlichen Karfreitagsandachten müßten der authentischen Liturgie der Kirche nach genügender psychologischer Vorbereitung Platz machen. Für die Feier der Osternacht müsse man grundsätzlich an der Verbindung zur Auferstehung festhalten; deshalb sei die Verlegung auf den Abend des Karsamstags eine „Behelfslösung“.

Aus dieser Rede und auch aus den Diskussionen in Lugano ergibt sich, daß die Erneuerung der Liturgie der Karwoche augenblicklich noch zahlreiche seelsorgliche und den Sinn der Feiern betreffende Probleme stellt, die schwer zu lösen sind. In unseren Gebieten ist ganz besonders die Frage der Beibehaltung des Heiligen Grabes und der überaus volkstümlichen Auferstehungsfeiern von schwerwiegender Bedeutung für die Frömmigkeit und die echte Teilnahme des Volkes.

Die wissenschaftliche Aussprache in Lugano

Das vorbereitende Treffen der wissenschaftlichen Liturgen in Lugano unter dem Präsidium von P. Ferdinando Antonelli, Abt Capelle und Prof. Jungmann behandelte drei Fragenkreise: die Erneuerung des Taufritus für Erwachsene, das Stufengebet und die stillen Gebete des Priesters außerhalb des Kanons bei der heiligen Messe und die Neuordnung der Meßperikopen.

In Holland, wo gegenwärtig sehr viele Taufen an Erwachsene gespendet werden, hält man die Wiederbelebung des Katechumenates für wünschenswert und hat auch schon einen Ritus dafür entworfen. In Deutschland ist die Liturgische Kommission der Bischofskonferenz damit be-

schäftigt, einen Taufritus auszuarbeiten, der angesichts der immer zahlreicheren Konvertiten ohne Taufe zunehmende Bedeutung haben kann. Prof. Alois Stenzel SJ, Frankfurt, veröffentlicht im neuesten Liturgischen Jahrbuch (S. 310—322) einen Aufsatz, der über den Stand der Frage orientiert, die Länge und Undurchsichtigkeit des gegenwärtigen Ritus scharf kritisiert und den Vorschlag macht, ihn in wenigstens drei, auch zeitlich auseinanderfallende Handlungen aufzulösen: Aufnahme ins Katechumenat, Zulassung zur unmittelbaren Taufvorbereitung und Taufe.

An der Umgestaltung der stillen Meßgebete hängt das Problem eines sinnvollen Bußaktes der ganzen Gemeinde; denn das Stufengebet ist geschichtlich Sache des Zelebranten. Prof. Jungmann schlug in seinem Vortrag vor, ein allgemeines Sündenbekenntnis nach dem Muster der „Offenen Schuld“, die heute noch in Brixen, Salzburg, Rottenburg und Würzburg fortbesteht, im Anschluß an die Predigt und das Glaubensbekenntnis wiederherzustellen. Das Sündenbekenntnis würde dann in die Fürbitten münden, die den Übergang zur Opfervorbereitung darstellen könnten. Die gegenwärtigen Gebete dieses Teils der heiligen Messe haben nur die Bedeutung, die entsprechenden Handlungen zu begleiten. Sie können deshalb z. T. wegfallen oder gekürzt werden. Ebenso ist eine Kürzung des Stufengebets angebracht, die den erweiterten Fürbitten und Lesungen zugutekäme.

Eine andere Perikopenordnung

Die umfassendste der geplanten Reformen bezieht sich auf die Erneuerung und Erweiterung der gegenwärtigen Perikopenordnung. Heinrich Kahlefeld, der Berichterstatter, bezeichnete es als Aufgabe dieser Reform, den Gläubigen in den Pflichtgottesdiensten der Sonn- und Feiertage eine reiche und bezüglich des Neuen Testaments möglichst vollständige Kenntnis der Schriftoffenbarung zu vermitteln. Zu diesem Zweck bedarf es einer Leseordnung, die sich über mehrere Jahre erstreckt und unter Umständen von zwei auf drei Lesungen erweitert wird: eine alttestamentliche, eine apostolische und eine aus den Evangelien. Die Vorarbeiten haben ergeben, daß eine befriedigend vollständige Verkündigung die Einarbeitung von etwa 170 Evangelien- und 200 Apostelperikopen verlangen würde.

Gewisse Schwierigkeiten bereitet es, daß die Aufgabe der Lesungen eine andere zu den Festzeiten und eine andere an den gewöhnlichen Sonntagen ist: an den Festen sind die Lesungen durch das zu feiernde Mysterium weitestgehend festgelegt und nicht in mehrjährigem Turnus auswechselbar. Auch für die Zuordnung der einzelnen Lesungen eines Tages zueinander ist eine vollkommene Lösung schwer zu erzielen. Ehe ein konkreter Vorschlag unterbreitet werden kann, für den allerdings bereits erhebliche Vorarbeit geleistet ist, müssen die Fragen geklärt werden, ob man überhaupt von der Voraussetzung einer Ordnung ausgehen kann, die sich über mehrere Jahre erstreckt, ob in einem dieser Jahre die gegenwärtige römische Ordnung beibehalten werden muß und ob die beiden Festkreise des Jahres sowie die gebotenen Feiertage einbezogen werden können. Kahlefeld wünschte, daß die kirchliche Autorität den Bemühungen zur Reform des Ordo lectionum ein Zeichen der Ermunterung geben möge.

Wenn die Lesungen der heiligen Messe wieder zu ihrem vollen Sinn gebracht werden sollen, dem Volke das

ganze geschriebene Wort Gottes oder doch wenigstens alles kerygmatisch Bedeutsame zu verkündigen, worauf die Gläubigen eigentlich einen Anspruch haben, dann wird diese Reform durchgeführt werden müssen. Dabei wird die Frage des muttersprachlichen Textes sich mit der Frage eines amtlichen Bibeltextes verbinden, was die Schwierigkeiten vermehrt. Aber die erkannte Notwendigkeit der Reform sollte daran nicht scheitern dürfen.

Studententagungen der deutschen Mariologischen Arbeitsgemeinschaft

In der heutigen Zeit bemüht man sich bewußt darum, wissenschaftliche Aufgaben in Gemeinschaftsarbeit zu lösen. Verschiedene Fakultäten finden sich zusammen, um ein und dasselbe Problem aus der ihnen eigenen Sicht anzugehen und so eine allseitige Synthese zu finden. Innerhalb der Fakultäten selbst kommt man zusammen, um durch Zusammenarbeit eine vollständigere und vor allem auch schnellere Erkenntnis zu gewinnen. Innerhalb der Theologie tritt diese Erscheinung vor allem in der Mariologie hervor. In fast allen Kulturländern bestehen mariologische Arbeitsgemeinschaften, in denen die Dogmatiker in Verbindung mit Forschern der übrigen Disziplinen den drängenden Fragen der Lehre über die Allerseligste Jungfrau und Gottesmutter nachgehen. In Deutschland besteht eine solche seit der Weihnachtswoche 1951. Auf Einladung von Professor Carl Feckes, Köln, trafen sich damals im Ostdeutschen Priesterseminar zu Königstein (Taunus) 23 Theologen und kamen dahin überein, alle mariologischen Fragen aufzugreifen, die sich dringend stellen, nicht etwa um ein neues Dogma vorzubereiten, auch nicht um selbst für die eigene Lehrverkündigung auf einer Kanzel sich zu rüsten, sondern um dem Prediger und Religionslehrer in problematischen Fragen das notwendige, gesicherte Material wissenschaftlich bereitzustellen, indirekt damit aber auch die Marienfrömmigkeit in etwa zu steuern, damit sich gesunde Formen entwickeln.

Die Zusammenarbeit ist nur durch das wissenschaftliche Interesse der Mitglieder gesichert. Den Vorsitz hat der Einladende selbst übernommen. Unter seiner Leitung fanden 1952 und 1953 in der Weihnachtswoche die beiden ersten Arbeitstagungen statt, zu denen je 45 Theologen, vorab Dogmatiker, erschienen waren. Das Thema beider Tagungen lautete: „Die heilsgeschichtliche Stellvertretung der Menschheit durch Maria“. Darunter verstand man die Frage, ob Maria im objektiven Heilsgeschehen, in dem Christus während seines Erdenlebens die Menschheit erlöst hat, ein Anteil zukomme und wie weit dieser reiche. Das Thema gehört zu dem umfassenderen der Gnadenmittlerschaft Mariens. Wir erleben es heute, wie sowohl der Inhalt wie auch die Reichweite der Tätigkeit Mariens in der Erlösung der Menschheit nicht nur stark umstritten sind, sondern auch ohne Kenntnis der dogmatischen Quellen angegangen werden. In der Erkenntnis, daß in der gesamten Theologie auch die beste Spekulation ohne vorherige Feststellung der Offenbarung, wie sie in der Heiligen Schrift und Tradition und in der kirchlichen Lehrvorlage schon gegeben ist, nicht zu einem vollen Bilde, sicher nicht zu einer befriedigenden Sicherheit führen kann, hat man sich einer nicht leichten Aufgabe unterzogen und mit allem Ernst die Prüfung der Lehrvorlage, der Heiligen Schrift und einer großen Zahl der Traditionszeugen unternommen, um dann zu einer spekulativen